

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

78. Mittwoch, am 28. September 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Glück und Geld. Roman von E. Mühlbach. *Montona*, Joh. F. Hammerich. 1842. Zwei Theile. I. Theil: 233 Seiten, II. Theil: 210 Seiten.

Wenn es auch nicht bekannt wäre, daß E. Mühlbach eine Dame, man fände es auf den ersten Seiten dieses Buches schwarz auf weiß; denn gar nicht zu sprechen von den zahllosen Ausrufungszeichen, womit sie gleich den meisten weiblichen Autoren die einfachsten Sätze zu schmücken pflegt und des stylistischen Durcheinanders nicht zu gedenken, der nur eine natürliche Folge des Mangels an Schulbildung, so verräth sich die Frauenhand auf den ersten Blick in der minutösen Ausschmückung der Scene, in der überaus sorglichen fleißigen Zeichnung und Colorirung von Gegenständen, die dem Manne entweder ganz entgehen oder die er als müßiges Genrewesen der Auffassung nicht werth hält. Dieß aber sind nur unwesentliche Dinge und auf den Geist, der über diesem Gewässer schwebt, kommt alles an. Daß die Frauen Geist — besonders im Sinne der neuesten Aesthetik, wonach Geist die Gabe origineller Combination — viel Geist besitzen, wer möchte dieß in Abrede stellen? Ob jedoch der Geist allein der großen Aufgabe des Romans gewachsen sey, ist eine andere Frage, mit einem guten Herzen allein gewinnt man keine Schachpartie, sagt Kogebue, und mit einem Romane, wie er seyn soll, wird der Geist allein nicht fertig, sage ich. Denn der Roman ist das Leben und zur Bewältigung Weider gehört außer Geist auch noch Erfahrung. Unter dieser Erfahrung aber ist nicht das an sich allein Erlebte zu verstehen, sondern die Durchdringung aller Erscheinungen, die genaue Kenntnißnahme aller Verhältnisse. Nun frage ich, welche ehrbare Dame kann, in diesem Sinne, Erfahrung gewinnen? Zieht ihr die Weiblichkeit nicht überall die engsten Grenzen? Kann, darf sie hinabsteigen in den Pfuhl des Lasters, ohne sich zu beschmutzen? Dieß jedoch vermag der Mann. Die weißen Schwingen ihrer Seele werden augenblicklich besleckt, er aber streift jede Makel von seinem Geiste und seine Phantasie läutert sich in der Leidenschaft und geht daraus hervor wie das Gold aus der Schlacke. Welcher weibliche Dichter vermöchte nach „Titus Andronicus“, „Romeo und

Julie“ zu schaffen, nach einem „Heinrich IV.“, „Heinrich V.“? Ich frage. Schon in der Liebe zieht die Natur eine unübersteigliche Schranke zwischen beiden Geschlechtern. Das Herz des Weibes ist ein Diamant, der sich in der ersten heftigen Gluth der Leidenschaft verkohlt; für das männliche Herz giebt es keine erste und zweite Liebe, es liebt Alles, was der Liebe werth und liebt es immer und ungeschwächt. Zahllos sind die Erfahrungen, die das Weib nur im Hörensagen machen kann; es geht gleichsam immer nur um und nicht durch das Leben, schwebt allenfalls darüber in der Montgolfiere der Ahnung, erklimmt aber niemals die steilen Fels Höhen der Weltanschauung, denn angelangt da oben, würde es beim ersten Blicke in die Tiefe der Wahrheit zerschmettert in den Abgrund stürzen. So beschränkt der Kreis der Erfahrungen für das Weib, so klein auch ist sonach der geistige Wirkungskreis für dichtende Frauen, und keine wird ihn ungefährdet überschreiten, weil keine den Gürtel der Anmuth ungestraft löst. Eine der geistreichsten Frauen der Welt, Madame d'Abantes, wie wenig kennt sie den Mann, wie verfehlt zeichnet sie Männer! Ich möchte auch kein Weib kennen lernen, das den Mann kennt. Madame Dubevant kennt ihn und als es ihrem Geist klar wurde, wie der Mann ist, da zog sie auch sein Kleid an, nannte sich George Sand und hing ihre Weiblichkeit an den Nagel. — E. Mühlbach ist eine Dame von Geist, aber sie kennt das Leben nur vom Hörensagen und den Mann nur par vue und par renommée. Die von ihr in diesem Buche geschilderten Männer sind allgemeine incarnirte Begriffe von Gut und Schlecht, Schwach und Stark, Himmel und Hölle. Es ist dieses Werk überhaupt kein Roman, sondern eine Novelle, und das Haec fabula docet derselben ist ganz äsopisch behandelt; vom Titel angefangen bis zur letzten Zeile sagt sie dem Leser Schritt für Schritt: Sieh', das will ich Dir beweisen, und nun habe ich es Dir bewiesen; das waren meine Factoren und das ist das Product. Der Roman muß, wie das Drama, Einheit haben. Im vorliegenden spaltet sich die Handlung nicht nur viel zu weit, auch das Interesse zertheilt sich in so viele Parcellen, daß die Phantasie jeden Halt verliert. Mit großer Vorliebe und Kraft

ist Blackwell behandelt. Dieser Abenteurer, Falschmünzer, Betrüger und Mörder nimmt fast alle Theilnahme in Anspruch, wie seine frühere Geschichte erst im II. Bande erzählt, einen großen Theil des Buches selbst. Dennoch ist er nicht der Held. Auch Santôme ist es nicht, sein Rivale im Verhältniß zu Leonore. Eben so wenig Edmund, der unglückliche Gatte der engelgleichen Camilla. Diese beiden Töchter der Baronin Saumont fesseln auch nicht als Hauptpersonen: Alle machen Fronte, sind zum Theil treffliche Portraits, bilden aber kein einiges Tableau. Eine der reizendsten Gestalten ist die stumme, zarte Lily, Blackwell's Pflögetochter. Seine Liebe, sein ganzes Verhältniß zu ihr ist meisterhaft geschildert und wäre eine vollendet schöne Darstellung zu nennen, ohne den entsetzlichen, wahrhaft empörenden Umstand, daß er sich unter seinen Freunden auf's trivialste über sie ausspricht und sie endlich sogar zur Mithelferin in seinem schändlichen Gewerbe als Falschmünzer herabwürdigt, wenn gleich, ohne sie es wissen zu lassen, was sie für ihn thue. Sein Ende, unmittelbar nach ihrem Tode, ist poetisch und sehr ergreifend. Ueberhaupt ist diese Novelle nicht arm an dichterischen und drastischen Situationen; dahin rechne ich z. B. Camilla's Scheiden aus dem Hause der unnatürlichen Mutter, ihren schönen Tod; ferner Blackwell's und Harrik's Zusammentreffen auf dem Felsvorsprung; den Tod des alten geizigen Beauvalle; die Bitte Isabella's an Santôme und die furchtbare Begegnung zwischen Isabella, der verlassenen Gattin Blackwell's, diesem, seiner jetzigen Frau Leonore und Santôme, dem Rächer. Ebenso finden sich darin viele gute Bemerkungen, geistreiche Ansichten, pikante Wendungen. Das Interesse, wenn auch nicht als einiges, steigert sich und — somit kann ich das Buch als anziehende Lectüre empfehlen.

Braunv. Braunthal.

Pragmatische Geschichte der gegenseitigen politischen und religiösen Verhältnisse zwischen England und Irland, vom ersten Beginn des socialen Verkehrs beider Länder bis auf unsere Tage. Von Dr. Emil Ferdinand Vogel, Privatdocenten der Rechte etc. zu Leipzig. Leipzig, Wienbrack. 1842. (X und 152 Seiten, gr. 8.)

Eine sehr zeitgemäße Arbeit, ein Leitfaden für sehr viele, die mit Aufmerksamkeit dem Gange der Ereignisse folgen, aber nur unvollkommen, mehr factisch als hi-

storisch, den fortwährend so bedenklichen Zustand von Irland, den Zwiespalt zwischen diesem und England kennen und doch gern gründlicher durchschauern möchten. Hier erhalten sie einen Schlüssel dazu. Nach Anleitung der besten Geschichtsschreiber, englischer sowohl, wie deutscher, welche gerade die Staatsverhältnisse beider Länder erörtert haben, erzählt der fleißige Herr Verfasser ernst und freimüthig in drei Abschnitten: 1) in welchem Verhältnisse beide Länder bis zu Ende des 15. Jahrhunderts standen, wie sich 2) diese Verhältnisse unter dem Einflusse der Kirchenreformation bis zur großen Staatsumwälzung in England 1688 gestalteten und 3) den Kampf der politisch-religiösen Parteien in beiden Inseln bis auf unsere Tage. Einige Urkunden bilden dann noch einen Anhang. Ueber manche Länder waltet ein, nach menschlichen Begriffen unglücklich zu nennendes Schicksal. Sie werden in die Bahn eines größeren mit fortgerissen und müssen zwar alle die Leiden tragen, welche die Weltregierung diesen bereitet, ohne aber die geringsten der Vortheile zu genießen, die sich im Laufe der Zeit daraus entwickeln. So schmachtet Irland zähneknirschend seit Jahrhunderten in England's Banden und kein Mensch vermag abzusehen, wenn sich und wie sich diese Banden zu einer brüderlichen Verbindung gestalten werden, die auf gegenseitiges Recht und Gerechtigkeit begründet ist. In der Art, wie Irland von England unterjocht und behandelt worden ist bis auf den heutigen Tag, zeigt es sich klarer als wohl sonst noch, wie wahr unser Dichter sprach:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären!

r.

Johann Caspar Lavater's ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Joh. Casp. Drelli. Zürich, Schulthess. 1841 und 1842. 8. (Fortsetzung.)

Nicht minder interessant ist IV. Ueber Gabbidon, Geisterseherei, Zauberei, wo auch die Rede von Cagliostro und Schröpfer. Swedenborg bekommt einen eigenen Artikel, Seite 271. Was L. über Unsterblichkeit schreibt siehe auch hier:

„Mir scheint Ihre Absicht, „die bloße Unsterblichkeit der Seele bloß durch profane Autorität zu beweisen,“ zwar gut und löblich; aber dem Zwecke, den Sie sich vorzusetzen scheinen, nicht genughuend.

Freilich, immer etwas wäre es, alle Stellen aus Plato, Xenophon, Cicero hierüber in einer guten Uebersetzung bei einander zu haben, aber doch sehr wenig (was sind bloße Autoritäten für den echten Denker?)

denn Unsterblichkeit der Seele ist an sich schon ein subalterner Schulbegriff; Unsterblichkeit scheint mir ein entlehnter, Seele ein entlehnter Begriff, das heißt, ein bloß populärer Ausdruck, der aber dem nicht das Geringste voraussetzenden Denker, der nichts als Apodictisch-Erwiesenes annimmt, schon zu vermischen, zu entlehnen, erschlichen und vorausgesetzt scheinen muß. Ewige Fortdauer des Bewußtseyns mit dem Fortschritte der Erkenntniß und dem Wachstume des inneren Lebens, dieses ist es, warum es dem echt menschlichen Philosophen zu thun ist; was hätte ihm die Demonstration, gesetzt, daß eine möglich wäre, von der Unzerstörbarkeit einer monadischen Substanz, von deren Monadität und Substantialität er doch keinen anderen, als von physischen Wahrnehmungen abstrahirten Begriff haben kann? Unsterblichkeit im lebendig-practischen, genießbaren Sinne, wenn ich so sagen darf, kann, meines Bedünkens, ja, nach meiner Ueberzeugung, die ich freilich Niemanden weder aufdringen, noch zumuthen darf und will, der bloßen Vernunft als solcher nicht demonstrirt werden. Sie ist allen Erkenntnißkräften, der Glaubens-, Liebens- und Hoffensfähigkeit des Menschen, zusammengenommen, zu einem practischen Zwecke, zum Zwecke des Genusses, hinlänglich erweisbar, sowie das Daseyn Gottes selbst erweisbar ist nicht der Speculation als solcher, sondern nur den menschlichen Erkenntnißkräften, der Glaubens-, Liebens- und Hoffensfähigkeit, diesem oben benannten, dreifach einfachen Intuitionssinne besonders, erweisbar.

Diesem Sinne für Gott und Geisterwelt, echt lebendige Fortdauer und göttliche Unsterblichkeit stellt sich als das Glaubwürdigste von allem Glaubwürdigem dar, der allein sagen kann: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Ich gebe meinen Schafen das ewige Leben.“

Wer vermuthete hier Einige Lehren für einen jungen auf Reisen gehenden Künstler, dem L. folgende Lehren giebt:

2.

„Wechselt mit drei Uebungen immer ab.

- a) Scharfe, haarscharfe, unschattirte Umrisse nach der Natur groß und klein zu zeichnen.
- b) Nach Antiken zu zeichnen.
- c) Nach den bestimmtesten und lichtreichsten Gemälden zu malen.“

3.

„Beobachtet, wo Ihr geht und steht, theils die na-

türlichen Stellungen einzelner Menschen, die größtentheils so verschieden sind von denen, die ihnen der Maler zu geben pflegt, und dann, wie sich Menschen natürlicher Weise gruppiren.“

4.

„Zeichnet alle Morgen vor dem Frühstück, alle Mittage vor dem Essen, alle Abende vor dem Schlafengehen mit scharfem Bleistift oder mit der Feder wechselweise eine Gesichtsförm, eine Figur in einer nonchalanten, unpretiosen Lage und einen besonderen einzelnen Gesichtstheil.“

5.

„Studirt irgend ein Manns- und Frauengesicht ganz besonders so durch und durch, als ob Ihr nur das zu zeichnen und von dem allein Rede und Antwort zu geben hättet. An diesem meist, vergleicht, zergliedert Alles aufs Genaueste. Dieses Eine recht studirt, wird Euch Medium seyn für viele Tausende; viele Tausende, halb studirt, helfen Euch nicht so viel für Euch, als Eins, recht studirt, für alle Tausende.“

6.

„Uebet Euch immer, von der Hauptform zum kleinsten Detail, von dem kleinsten Detail wieder zum Ganzen zurückzugehen.“

7.

„Wahrheit sey Euer erster, Freiheit Euer zweiter, und der dritte Zweck Schönheit.“

Der Genius Saeculi, wie richtig schildert L. ihn und wie ist er noch ganz derselbe, wie er 1784 war.

„Der Genius Saeculi maßt sich das Monopol und Alleinrecht über die Vernunft und den Geschmack, den Glauben und das Gewissen des Zeitalters an. Er ist der Papst des Papstes und aller zur Kirche und nicht zur Kirche gehörenden Menschen, Denker, Schriftsteller. Er handelt mit einer Anmaßung und Gewaltthätigkeit, wogegen alle Anmaßung und Gewaltthätigkeit der schändlichsten Hierarchie eine Kleinigkeit ist. Wir und unser sind die großen Worte, mit denen alle seine Decrete durchweht sind. Es ist Alles schon längst ausgemacht, was er ohne alle Beweise, bloß rechnend auf die Gutmüthigkeit des dummfolgsamen Publicums auf die Bahn bringt. „Die Aufgeklärten sind längst unter sich Eins geworden.“ „Der gehört an Ketten und Bande, der dem widerspricht.“ „Kein Vernünftiger wird daran zweifeln.“ „Große Theologen, verehrens-würdige Greise behaupten dieses!“ „Es bedarf keiner weiteren Untersuchung!“ Das sind die Phrasen, die diesem possirlich-stolzen, lichtlosen und lichtscheuen Dämon alle Augenblicke von Mund und Feder fließen

Er erlaubt sich Alles, was alle ruhige Vernunft, alle Moral aller Zeiten und Völker als schändlich verwarf; vergift überall Würde, Honnetetät, Sitte, Lebensart; schreibt vor aller Welt, was sich der ungezogenste Mensch in einer gesitteten Gesellschaft kaum zu sagen erlauben würde. Wohl der Menschheit ist das Schild, das er immer aushängt, und in Allem, was er spricht, schreibt, thut, ist keine Spur von Menschenfreundlichkeit, von Liebe, von Brüderlichkeit; kein Schatten von Billigkeit, Gefühl, Wahrheitsliebe; er macht den Inquisitor der geheimsten häuslichen Anekdoten; den Publicirer des gestohlenen Eigenthumes des Anderen; den Possenreißer über das, was den Berühmtesten das Berühmteste ist; den Taschenspieler und Verwechsler der unähnlichsten und conträrsten Dinge um einer entfernten, höchst einseitigen, unwesentlichsten Aehnlichkeit willen. Er setzt sich, je mehr er seine Keile um sich her wirft, um so viel tiefer in's Dunkle. Er ist bald ein Wube, der die Vorübergehenden mit Roth bewirft und toll wird, man mag es achten oder nicht achten, man mag antworten oder schweigen; er fällt die Vorübergehenden wüthend an, und kaum Einer darf es wagen, mit einem derben Stockschlag ihn in sein Loch zurückzufertigen. Bald nimmt er eine höfliche Gestalt an, macht den petit maitre, und liebelt und koset; bald macht er den Bittenden, Flehenden, Beschwörenden; bald ladet er zu geheimen Gesellschaften ein, und verfolgt die, welche geheime Gesellschaften als armselige Behelfe eigener Kraftlosigkeit und Bündnisse wider die Freiheit und die Sicherheit des Ungeweihten anzusehen geneigt sind; bald flucht er allen geheimen Gesellschaften und ist zu gleicher Zeit Anleger, Unterstüger, Beförderer derselben, ein bitterer öffentlicher Antijesuit und zugleich ein geheimer Archijesuit; bald ein Straßenräuber, der harmlose Wanderer überfällt, auszieht, plündert; bald ein heimlich-künstlicher Beutelschneider, bald ein Diener des saint office, bald ein Executor der lichtscheuen Sentenzen dieses greuelreichen Tribunals; bald und oft zu gleicher Zeit ein Declamator und ein Tyrann der Gewissens- und Denkensfreiheit."

Auch über die Brüdergemeinde spricht E. sich mit gewohnter Anerkennung des Guten aus und rechtfertigt sich dann auf liebevolle Warnungen gegen Schwärmerei. Trefflich sind die Worte an einen schlechten Versemacher, dem er gern „das Hühnerauge der Versemacherei ausschneiden möchte.“ Und so ist jeder dieser XXXIV kleinen Aufsätze eben so gebiegen als anziehend.

Salomo, oder Lehren der Wahrheit enthält kurze Sätze, Eigenes und Fremdes. Eben so kurz gehalten sind die 152 vermischten, unphysiognomischen Regeln zur Menschenkenntnis. Wie spricht eine Fülle der letzten aus diesen Aphorismen, die alle so trefflich und belehrend, so ganz individuell und doch wieder so allgemein sind, daß wir Bedenken tragen müssen, Einzelnes daraus zu wählen, sondern vielmehr auf das Ganze als eine Fundgrube von Beobachtungen der feinsten und doch practischsten Art verweisen.

Den Schluß dieses Bandes machen einige wenige aus Lavater's vermischten gereimten Gedichten vom Jahre 1766 bis 1785. Auch hier wieder echte Perlen bei ausgezeichnete technischer Behandlung. Welch ein Geist der Christen- und Menschenliebe weht in dem Liede: Wenn nur Christus verkündigt wird, oder Empfindungen eines Protestanten in einer katholischen Kirche. Es schließt.

Wer freuet sich nicht jeder Ehre
Von der Du Ziel und Seele bist?
Wem regt bei'm Gruß sich nicht die Zähre:
„Gelobet sey st Du, Jesus Christ!“
O Heuchler der, der Christi Namen
Sonst nennt, und nicht ein frohes Amen
Antwortet; nicht mit Bruderblicken,
Nicht sagt mit innigem Entzücken:
„In Ewigkeit! in Ewigkeit
Sei Jesus Christ gebenedeit!“

Eine Verdeutschung des Stabat mater ist treu und poetisch. Kräftig erhebt sich der Dichter in den Zürcherinnen im Jahre 1298. Ein Recensenten-Receipt ist auch noch jetzt anwendbar:

Nimm, wenn Dein Pfeifchen brennt, den Band,
Nein! nimm das in Albo nur zur Hand,
Und blätt're hin und blätt're her,
Lies in die Kreuz, lies in die Duer,
Und schreib den Titel ab und reib
Die starre Schädelhaut und schreib
Im hohen Richtertone: Wir

Wir finden { gut } dieß Buch, und wir
Behaupten fest, daß wer's { nicht } liest,
Ein ausgemachter Esel ist;
Lohnt sich fürwahr der Mühe nicht,
Daß man vom { tiefen } Inhalt spricht.

So sprich entscheidend, stolz und dumm
Für's Publicum, als Publicum;
Und eh' Dein Pfeifchen aus sich brennt,
Bewund're Dich als Recensent!

Noch fügen wir die letzte der Devisen bei:

Willst Du der Menschheit Lagen kennen?
Ein kurzer Reim kann sie Dir alle nennen.
Sie heißen: Leiden, Tragen, Wissen,
Und Ruh'n und Wirken und Genießen.

(Beschluß folgt.)